

Zur Vernissage in der Produzenten-Galerie in Zürich am 29. August 1986

Nicaragua 1984 – 1986. Photographien von Olivia Heussler

Meine Damen und Herren, liebe Freunde,

Was ich hier zur Eröffnung der Fotoausstellung vortrage, ist weder Kommentar noch Exegese der ausgestellten Bilder, auch keine kritische Einführung, für welche ich keinesfalls mich zuständig fühlte. Vielmehr sind es einige Marginalien aus Anlass der Vorbereitung dieser Ausstellung und der Beschäftigung mit den Bildern, der Arbeit von Olivia Heussler – Anmerkungen auch zum Thema der Arbeit des Medienschaffenden in Nicaragua.

Lassen Sie mich mit dem letzteren beginnen. Als wir vor zwei Jahren zu einer Filmarbeit nach Nicaragua fuhren, waren wir – wo immer wir gedreht haben – überrascht von der Freundlichkeit und Offenheit der Menschen, denn wir hatten damit gerechnet, als Gringos mit der gebührenden Skepsis und Verachtung behandelt zu werden und allemal die Sympathie und Kooperationsbereitschaft erst gewinnen zu müssen.

So freundlich und unbürokratisch die Leute sind, so umständlich und hinderlich hingegen die Arbeitsbedingungen für Medienleute, sowie sie sich im etablierten Raum der Öffentlichkeit bewegen. Kein Land in Zentralamerika gilt den Presseleuten als so mühselig wie Nicaragua. Wir haben das bei einer Recherchenreise vor kurzem erneut erfahren, als wir nach einer kafkaesken Woche in Vorzimmern und auf Ämtern, nach Guatemala gefahren sind und dort aufatmeten, weil wir endlich arbeiten konnten. Hier ist nicht der Ort, diese paradoxen Verhältnisse zu analysieren, hingegen möchte ich Ihnen, um Missverständnissen vorzubeugen, eine Anekdote erzählen.

Als wir uns 1984 um eine Presseakreditierung bewarben, war das einzige Problem, dass wir keine Passbilder bei uns hatten. Wie üblich in Managua, setzt man sich in einem solchen Fall ins Taxi, das man bei solchen bürokratischen Touren den ganzen Tag gemietet hat, dabei etwa den halben Monatslohn eines nicaraguanischen Arbeiters investierend – denn man legt an einem Tag, von Amt zu Amt sich vortastend, leicht hundertfünfzig Kilometer zurück. Der Taxichauffeur fuhr nun mit uns kreuz und quer durch die Stadt, um die vielen Photographen abzuklopfen, die auf ihren farbigen Bretterhäusern weithin sichtbar in manchem Quartier fast an jeder Ecke, ihre Dienste anbieten, immer aber mit dem Bescheid, man könne keine Passbilder machen, da es kein Photopapier gebe. Erst knapp vor Ladenschluss fanden wir einen, der uns gegen ein kleines Vermögen bleiche Bilder machte, so dass wir am übernächsten Tag erleichtert unsere Ausweise bekommen konnten.

Was ich damit illustrieren möchte, ist nicht nur, wie in diesem Land, wenn nicht verursacht, so doch jedenfalls verschärft durch die Aggression der verbrecherischen Reagan-Regierung und ihrer Handlanger, alles und jedes, was wir als Medienleute für unsere Arbeit brauchen: Papier, Filme, Transportmittel, Farbbänder, Bewilligungen.. – mühsam und langwierig erkämpft werden muss.

Etwas ganz anderes hat uns damals viel mehr verwirrt. Wir sind in den vier Wochen Dreharbeiten, die folgten, auf unseren weiten Reisen durch oftmals abgelegene Landstriche immer wieder von den fast schüchternen Milizen und den sanften Polizisten, die für das nachrevolutionäre Nicaragua so charakteristisch sind, angehalten und kontrolliert worden – selten genug, schien uns, angesichts des latenten Krieges und verglichen mit den Nachbarländern Zentralamerikas - , aber diesen Presseausweis, der uns zwei Tage und an die zwei Monatslöhne eines Einheimischen gekostet hatte, wollte man von uns kein einziges mal sehen wollte.

Jede Journalistin, jeder Filmemacher, mit dem ich mich über solche Reibungsverluste unterhalten habe, hat mir von ähnlichen Erfahrungen berichtet, wie sie für uns alle, die wir unter persönlichen Opfern uns an der Medienfront für die Freiheit und Unabhängigkeit Nicaraguas einzusetzen versuchen, überaus schmerzlich sind. Kaum ein Bilde, das ausserhalb der üblichen Pressestermine entsteht, das in Nicaragua nicht widrigen Umständen abgerungen wäre: Resultat wiederholter Bemühungen, irgendwo hinzukommen, anstrengender Reisen, tagelangen Wartens.

Es ist also nicht einfach, in Nicaragua Fuss zu fassen, verlangt Geduld und Ausdauer, auch Selbstverleugnung, erst recht aber auch ein Kapital, das für den individuell Arbeitenden, der keine Agentur oder Fernsehanstalt im Rücken hat, schwer aufzubringen ist. Die Umstände begünstigen die Produktion für den kapitalistisch strukturierten Medienmarkt, die journalistische Meterware, die subalterne Routine, während die kritischen, die frei und handwerklich verantwortungsvoll Arbeitenden abgestossen und entmutigt werden.

Unter solchen Auspizien war es Olivia Heussler ein Glücksfall, dass sie vor zweieinhalb Jahren ihre Nicaragua-Zeit im Rahmen einer kleinen alternativen Presseagentur beginnen konnte: bei der 1980 in Mangua gegründeten APIA, der agencia periodistica de informacion alternativa, für die sie ein halbes Jahr sich verpflichtet hatte. Sie war als Photographin Autodidakt, hatte eine Ausbildung als Arztgehilfin hinter sich, als sie 1978 auf einer längeren Amerikareise, die sie von den USA bis nach Costa Rica führte, zu photographieren begonnen hatte – nach Nicaragua liess man sie damals, in den letzten Monaten des Somoza-Régimes, nicht hinein. Zurück in Europa, hatte sie begonnen, sich Schritt um Schritt dem Beruf der Photographin zuzuwenden.

Als photographierende Aktivistin der Zürcher Linken war sie durch Zufall mit der Zürcher Pressebild-Agentur Keystone in Verbindung gekommen und dann für längere Zeit zu deren freien Mitarbeiterin geworden, hatte an einigen Ausstellungen sich beteiligt, aber auch bei verschiedenen politischen Aktionen – es waren die Jahre der sogenannten Zürcher Bewegung – ihr Handwerk als Photographin eingebracht, als sie im Januar 1984 zunächst als Teilnehmerin der zweiten Schweizer Arbeitsbrigade nach Nicaragua reiste, genauer: auf Solentiname, jenen kleinen Archipel im Nicaraguasee, den uns die intensiven Bilder der nicaraguanischen Naiven preisen als eine der letzten Spuren jener zerstörten Realität des Landes, die Bartholome de Las Casas 1535 in einer der vielen Petitionen, mit denen er für die Rechte der Indianer kämpfte, beschrieb:

„Sepa vuestra merced,.... que este reino de Nicaragua es la médula y rinonada de todas las Indias, puesto que todas las Indias estimo por la mas opulentissima tierra del mundo, si no es aquella desventurada tierra del Peru. Es esta Nicaragua un paraiso de Senor.“

„Eure Gnaden mögen wissen, dass dieses Königtum Nicaragua den Wesenskern von ganz Indien – also Amerikas – darstellt, und ich halte Amerika für den reichsten Kontinent der Erde überhaupt, wenn man nur das unglückliche Peru ausnimmt. Dieses Nicaragua ist ein Paradies Gottes.“

Wie viele andere Brigadisten und Reisende suchte Olivia Heussler nicht ein Paradies, sondern sie wollte wissen, ja mehr noch: sie wollte erleben, „was eine Revolution ist“; und dazu hätte natürlich die kurze Zeit eines Brigadenaufenthalts bei weitem nicht genügt. Mit ihrer Tätigkeit zunächst bei der APIA und dann als freie Photographin, die im Rahmen eines Photographenkollektivs, als Mitarbeiterin der vorzüglichen Wochenendbeilage zur „Barricada“, „La Ventana“, als Afiliada des Verbands der Kulturarbeiter ASTC, eine immer breitere und von den einheimischen Kollegen geschätzte Arbeit abgeliefert hat, Erfahrungen, die uns hier, die wir die Entwicklung und die Leiden dieses Landes engagiert mitverfolgen, in höchstem Masse interessieren müssen.

Zweifellos sind viele unter uns schon oft Bildern von Olivia Heussler begegnet – vielleicht im „Eisbrecher“, im Tages-Anzeiger“, in der „Wochen-Zeitung“ oder in der bundesdeutschen „Tages-Zeitung“. In unserer Ausstellung sehen sie eine Diareihe, die die Exponate auf den Hintergrund dieser Arbeiten stellt und zugleich auf den Wirkungszusammenhang verweist, in den der Bildjournalismus seine Produkte in aller Regel einzuschreiben hat.

Auch im revolutionären Nicaragua ist der Photojournalist noch weitgehend der Hochzeitsphotograph des Systems, nicht der revolutionäre Augenöffner, nicht der kulturevolutionäre Kritiker der visuellen Ökologie. Die Photographie wird noch wenig als kritische Mitschöpferin einer neuen – und über neue Medien vermittelten – Gesellschaft, sondern als Bedienstete gesehen, mit der Aufgabe, die emblematischen und deklamatorischen Akte, die eigens für die Kameras zlebrierte Öffentlichkeit scheinindividuell abzubilden. (Dem Schein nach individuell: denn die vielen Kameras, die surren und klicken, derweil ein Minister Delegado symbolisch einen neuen Kindergarten eröffnet, zeigen alle genau dasselbe, und originell oder gar kritisch wird ein Bild dann allerhöchst durch einen Zufall wie

den, dass ein Reporter von seinen Mitstreitern auf einen Standpunkt geschubst wurde, den er freiwillig nie bezogen hätte.)

Reproduziert wird ein Typus der Öffentlichkeit, wo die produktiven Potentiale der Medien in Fesseln gehalten werden, wo Wort und Bild (und genauso Musik oder Architektur) nur akzeptiert sind, wo sie umweglos dienen: als Reiz, als Ornament, als Beweisstück, als denunziatorisches Pamphlet.

So fungieren, man muss es sagen, häufig genug auch in unserer sogenannten Alternativpresse: kaum je als Motor von Erkenntnis, Formulierung oder Ergänzung von mit Worten nicht oder nur unzureichend Formulierbarem; kaum auch als Medium der Ideologiekritik. Das Bild ist Zutat, Blickfang, äusseres Reizmittel, bleibt dem Gesamttext so äusserlich wie die krampfhaft aus den Aufsätzen extrahierten Kernsätze, mit denen manche Redaktoren meinen, sich um der ominösen Sache willen dem Blick des zerstreuten Lesers anbieten zu müssen.

Zu diesem Alltag, zur Arbeit des Bildjournalisten, zum entfremdeten Dasein des Medienarbeiters stehen die Bilder, die wir in dieser Ausstellung sehen, obwohl am Rande der photojournalistischen Tätigkeit entstanden, in einem komplementären Verhältnis.

Man findet hier nicht die images de marques; nicht die zur Chiffre erstarrte Bildwelt des politischen Alltags oder dessen, was wir ikonographisch mit dem Begriff der Revolution assoziieren; nicht das zum Ideogramm verfestigte Abbild einer ehemals lebendigen Wirklichkeit.

Vielmehr nimmt die Auswahl, die uns Olivia Heussler hier vorstellt, Partei für ein anderes Sehen, trägt einem eine Betrachtungsweise an, die nicht ein Sujet sieht, sondern ein Bild.

Sie versucht, über das Motivspektrum hinauszukommen, das uns aus den Photobüchern und den Reportagen bekannt ist; die kanalisierte Bildwelt aufzubrechen, die uns die Medien produzieren.

Natürlich: es ist nur eine kleine Ausstellung, und man müsste viel mehr zeigen können, um die Lücken, die wir – auch die Nicaragua-Fahrer – haben, auszufüllen. Denn: was kennen wir von der Kultur der Kreolen an der Atlantikküste, was wissen wir vom Alltag des Arbeiters in Managua, des Händlers in Granada, des Fischers am Rio Coco, des Bauern im Hochland von Telpaneca? Und wer kennt die präkolumbianischen Denkmäler auf Ometepe, wer zeigt uns im Kunstgewerbe von Masaya den kümmerlichen Rest einer indianischen Kultur, die der Genozid des Kolonialismus ausgelöscht hat?

Die Aufgabe einer kritischen und damit der künstlerischen Photographie ist es, über das bloss Informierende, Stoffliche hinaus Erfahrungen zu ermöglichen, die unser Wissen von den politischen Realitäten und vom globalen Zusammenhang zusammenführt mit einer konkreten Sinnlichkeit, und diese damit zu einer politischen macht.

Die Ausstellung, die Olivia Heussler uns hier zeigt, versteht sich als Schritt in diese Richtung.

Mathias Knauer